

**Zeitschrift:** Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art  
**Herausgeber:** Visarte Schweiz  
**Band:** - (1959)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Mit Pinsel, Stift und Kamera durch Tunesien  
**Autor:** Graf, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-624498>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# SCHWEIZER KUNST ART SUISSE ARTE SVIZZERA

GESELLSCHAFT SCHWEIZERISCHER MALER, BILDHAUER UND ARCHITEKTEN

SOCIÉTÉ DES PEINTRES, SCULPTEURS ET ARCHITECTES SUISSES

SOCIETÀ PITTORI, SCULTORI E ARCHITETTI SVIZZERI

Juni 1959

Bulletin No. 6

Jun 1959

## MIT PINSEL, STIFT UND KAMERA DURCH TUNESIEN

Von Ernst Graf

An einem recht kühlen Sommerabend im Juli 1957 standen wir fröstelnd im Flughafen Kloten im Regen und warteten auf das Kommando zum Besteigen des Flugzeuges nach Tunis. Die Formalitäten waren rasch erfüllt und kurz vor Mitternacht glitt der nasse Boden unter uns weg. Die Lichter der Stadt schwankten wie auf einer schiefen Ebene hin und her, die Stadt drehte sich unter

plötzlich warme Luft durch die Ventilationsdüsen, wir waren über afrikanischem Boden.

Mit eigenartigen Gefühlen verließ ich das Flugzeug. Nicht, daß ich luftkrank geworden wäre. Nein, es war die große innere Spannung und Erwartung, die mir zu schaffen machte. Nordafrika, heißer Boden, Überfälle und Europäerhaß – so tönten mir die Warnungen meiner



Sidi-Bou-Said

Aquarell E. Graf

uns und wurde immer kleiner. Andere kleine und große Ornamente von Lichtern zogen in der Tiefe unter uns vorbei, ein fesselndes Bild für uns Flugsäuglinge. Die letzten Lichter verschwanden, das Flugzeug dröhnte mit seinen vier Motoren durch die Dunkelheit, wir flogen über das Mittelmeer. Nach vier Stunden Flugzeit strömte

Freunde noch in den Ohren. Vor drei Tagen war Tunesien als Republik ausgerufen worden, und Habib Bourguiba wurde zum Staatspräsidenten gewählt. Der Nahe Osten ist im Umbruch. Ob sich all die politischen Spannungen auf unsere Reise auswirken werden? Man hatte uns von der Reise abgeraten; denn in Gabes seien vor ein



Geschäftsmann in Kairouan (Klischee: «Thurgauer Zeitung»)

paar Wochen vierzig französische Soldaten getötet worden und in einer kleinen Ortschaft im Süden habe man vor kurzem an einem Tag alle vorbeikommenden Europäer niedergemacht. Diese Warnungen gaben meiner Unternehmungslust einen Dämpfer. Und doch konnte ich – Anreiz der verbotenen Frucht – der Reiselust nicht widerstehen.

Mir blieb keine Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen. Beamte in «schnittiger» Uniform, den roten Fez auf dem dunklen Kopf, erledigten rasch und sehr höflich die Paß- und Zollkontrolle. Mit interessierten Seitenblicken staunten wir all die arabischen Aufschriften. Und schon standen wir unter dem warmen, dunkelvioletten Nachthimmel und konnten kaum glauben, daß wir vor ein paar Stunden noch in Zürich fröstelnd den Abflug erwarteten. Nach kurzer Dämmerung leuchtete die Sonne schon am wolkenlosen Himmel.

Unser erster Besuch galt Karthago. Ein Paradies für archäologisch Interessierte! Gut erhaltene Mosaiken mit phantastischen Fischmotiven und kleine Grabsteine mit symbolischen Figuren in lapidarer Reliefform waren für mich das Eindrücklichste. Picasso kam mir in den Sinn und seine Keramik mit archaischem Einschlag – moderne Kunst in Anführungszeichen.

Formvollendete römische und byzantinische Münzen zeugen von hoher Kunst und Kultur auch im kleinsten Format. Ich verglich damit den kläglichen Ausgang unseres «Goldmünzenkrieges» und die vielen anderen Geschmacklosigkeiten, die uns täglich durch die Hände gehen.

Doch zurück von den punischen und römischen Ruinen zum tausendfältigen Leben, wir wollen nicht länger in Staub und Asche wühlen, wenn einem das Leben so farbenprächtig begegnet! Da war die großartige Aussicht auf den tiefblauen Golf von Tunis, und auf der Gegenseite flimmerte ganz unwirklich ein blendend weißer, ausgetrockneter Salzsee in der Sonne.

In kurzer Fahrt erreichten wir von Karthago aus Sidi-Bou-Said, das unverfälschte Araberdorf. Es liegt an einem

Berghang über dem Meer, in Olivenbäume eingebettet, und erzählt seine Märchen aus Tausendundeiner Nacht weiter bis in unsere Atombomben- und Raketenzeit. Das ganze Leben spielt sich auf den Straßen ab. Dort wird gehandelt und gefeilscht, voll südlichen Temperamentes. Ein buntes Gemisch von Rassen, vom feingliedrigen Araber mit den schmalen ausdrucksvoollen Händen über den braunen Mischling bis zum tiefschwarzen Senegalesen, bewegt sich an uns vorbei, die Männer oft in bunten, theatraleisch drapierten Gewändern, die Frauen schwarz oder weiß verumummt, ein malerisches Bild vor den blendend weißen Mauern.

Ein blinder Bettler, pockennarbig, in Lumpen gehüllt, verfolgte uns ununterbrochen mit seinem kleinen Büblein, obschon er schon längst sein Almosen erhalten hatte. Ich photographierte die beiden trotz dem Protest der Einheimischen. Diese Bettler gehören zum typischen Straßenbild, wie die vielen Schuhputzer, die sich wie lästige, aufdringliche Fliegen gebärden. Warum sollte ich nicht auch diese Seite des Lebens festhalten?

Die Aushängeschilder der Metzger sind sehr realistisch. Der abgeschnittene blutige Kopf eines Ochsen mit den halboffenen Augen wird einfach neben die Türe gehängt. Ein Schwarm von Fliegen tut sich gütlich daran, wie auch an dem angebotenen Fleisch auf dem blutigen Tisch. Mich ekelte. Wir sind anscheinend etwas zu zart besaitet für diese Art von Reklame.

Ein Esel lag in der brütenden Mittagshitze am Boden, der Strick, an der Mauer befestigt, reichte nicht ganz für diese Lage; mit langgezogenem Hals hing das arme Tier daran. Ungerührt gingen die Leute an der Quälerei vorbei. Man muß sich mit dieser Gefülslosigkeit abfinden. Sie gehört zu allen südlichen Ländern. So wenden wir uns der heiteren Seite des Straßenbildes zu, den Wasserträgern, den Handwerkern, die ihre Arbeit auf der Straße verrichten, und all den andern, die stundenlang im Schatten der Häuser hocken oder liegen und viel, viel Zeit haben.

Der große Soldatenfriedhof in Gammarth, in der Nähe von Sidi-Bou-Said, ließ uns leider nur zu jäh aus dem schönen Traum aufwachen. Weiße Kreuze und dunkle Helme, unübersehbar in Reih und Glied, nach militärischem Rang geordnet, zeigten uns, daß es auch im Tode noch Unterschiede gibt!

\*

Tunis, die Metropole, macht den Eindruck einer großen französischen Stadt. Nur das bunte Gemisch der Bevölkerung von braun bis schwarz erinnerte uns daran, daß wir uns auf afrikanischem Boden befinden. Ein Besuch der Souks in der Medina, der Altstadt von Tunis, versetzte uns sogleich wieder in den Zauber des Orients. Die engen Gassen mit den ihnen eigenen Gerüchen sind ein Labyrinth pulsierenden Lebens! Jede Gasse hat ihr Metier: Souk der Früchte, der Wolle, der Schuhe, der Silberschmiede, Souk der Parfums, wer könnte dieser reizvollen Vielfalt widerstehen? Wie auf einem Jahrmarkt wurde man ständig bedrängt von den Händlern, wenn nicht gerade ein Polizist auftauchte.

Bei einem Buchhändler suchten mein Freund und ich eine gute Tunisenkarte. Wir staunten über die Auswahl von Werken in arabischer und französischer Sprache. Sogar Kunstdücher von den Impressionisten bis Picasso waren zu haben. Nach kurzer Unterhaltung wurden wir vom Buchhändler zum Kaffee eingeladen. Die Landkarte schenkte er uns, und wir verließen das Geschäft und die dunkle Gasse gerührt und fast beschämmt durch diese spontane Gastfreundschaft.

Auf dem Heimweg beobachteten wir Straßenszenen wie in Paris. Um Mitternacht liegen ganze Familien mit Kind und Kegel kreuz und quer durcheinander auf den Trottoirs und schlafen in den unmöglichsten Stellungen – das andere Gesicht der Großstadt!

Verwahrloste Zigeunerinnen, in farbige Lumpen gehüllt, im Gesicht reich tätowiert, mit Schmuck behangen, belästigten uns schon früh morgens und machten uns die unverblümtesten Angebote; ihre bettelnden kleinen Kinder ließen sich kaum abschütteln.

Im Hafengebiet standen Männer bis zu den Hüften im schwarzen, stinkigen Schlamm, den sie mit den Armen umpfügten und nach Würmern absuchten. Ein paar Würmer, in ein Pflanzenblatt gewickelt, werden an Fischer verkauft für 20 tunesische Franken (20 Rappen). Ein armseliger Verdienst!

\*

Unser nächstes Ziel war die alte Pilgerstadt Kairouan. Auf der 160 Kilometer langen Fahrt begegneten wir einsamen Nomadenzelten und -hütten. Als winzige Pünktchen in der weiten Steppe tauchten sie auf und verschwanden wieder. Wir fuhren an bunt gemischten Herden vorbei, Kamele, Maultiere, Esel und langhaarige Ziegen mit lustigen Zottelbeinen suchten einrächtig nach dem kärglichen Futter zwischen Sand und Steinen. Kamele mit zusammengebundenen Vorderbeinen standen in der Piste und musterten verwundert unser lärmendes Vehikel. Im letzten Moment hüpfsten sie in grotesken Sprüngen verängstigt davon. Ihre unbeholfenen Kapriolen erinnerten mich an das «Sackgumpen» in unserer Jugendzeit.

Kinder gingen vorbei, die in großen Tonkrügen das Wasser vom kilometerweit entfernten Ziehbrunnen holen. Die kleinen Mädchen trugen auf dem Rücken zwei Krüge, wovon der eine mit einem Band um die Stirne und der zweite mit einem Strick an der Hüfte befestigt war. Sie machten mit ihren langen Kleidern den Eindruck von kleinen Erwachsenen, waren scheu und nahmen kein Trinkgeld an. Nur auf Geheiß der Eltern ließen sie sich widerwillig photographieren. Mit ernstem, finsterem Blick schauten sie in die Kamera, das Kindlich-Unbekümmerte fehlte in diesen Gesichtern. Das harte Leben der Steppe formte sie früh zu scheuen, verschlossenen Wesen.

In einer kleinen Ortschaft winkten uns ein paar Halbwüchsige. Einer mußte das Schweizer Fähnchen am Auto erkannt haben; denn er schrie aus vollem Halse «Kübler, Kübler, Kübler». Gerührt erkannten wir, was wir unserem «Ferdi National» zu verdanken haben. Ja, Schweizer Kultur reicht weit!

Das Leben der Nomaden in der weiten Steppe ist hart. Ein primitiver Pflug, von einem Kamel gezogen, schürft den steinigen Boden unter der unerbittlich heißen Sonne auf. Für das Dreschen wird ein Kamel vor einen Zweiräderwagen gespannt und im Kreise über die am Boden liegenden Ähren hinweggetrieben. Der aufrecht stehende Wagenführer im drapierten Gewand treibt das Tier mit einem Stock unaufhörlich an. Das Bild erinnert an ein Wagenrennen im alten Rom. Diese Arbeit wird weiter im Süden in noch primitiverer Form getan. Man treibt die Tiere ohne Wagen einfach im Kreise herum, bis das Korn aus den Ähren getrampelt ist. Und es geht auch so; denn die Zeit spielt keine Rolle.

Karawanen zogen am Rande der Straße an uns vorbei. Meistens sind es Berberfamilien. Kamele breit und schwer beladen in gelassenem, wiegendem Gang und kleine Esel in raschem Trab, um Schritt zu halten. Manchmal sahen wir zwei Erwachsene zugleich auf einem dieser kleinen

geduldigen Tiere. Die langen Beine berührten fast den Boden. Die Reiter geben mit dem Fuß ununterbrochen das Tempo auf dem Bauche der Tiere an. Das rasche Getrippel nimmt sich neben dem gemächlichen Gang des Wüstenschiffes so komisch aus, wie eine Lambretta neben einem Cadillac.

Vorbei an einsamen Zigeunersiedlungen, bestehend aus einigen primitiven Lehmhütten, jede umgeben von einem hohen, dichten Wall von Dornenreisig, ging die Fahrt weiter nach Kairouan, das mitten in der unendlichen Steppe liegt.

\*

Von weitem grüßte uns die blendend weiße Silhouette der alten Pilgerstadt mit ihren vielen Moscheen. Sie hat ihren Charakter unverändert bewahrt; die Zeit scheint stillgestanden zu sein. Niedrige weiße Häuser und Mauern, alle Türen und Fensterläden im gleichen frischen Blau, bunt gekleidete Männer und schwarz und weiß vermummte Frauen – das Ganze ein farbig fesselndes Bild von seltener Einheit.

Ein junger Araber führte meinen Freund und mich in die Souks, wo wir Strohhüte kauften. Er trug bei der Rückkehr ins Hotel selber einen großen Bund breitrandiger Hüte unter dem Arm und flüsterte mir vor dem Mittagessen ins Ohr, er hoffe, daß ich meinen Reisegefährten nicht verrate, was wir für unsere Hüte bezahlt hätten. Ich versichtete ihn meiner vollsten Diskretion. Mit der sprichwörtlichen Geduld des Orientalen stand er dann mit seinen Hüten neben dem Hoteleingang vom Mittag bis weit in die Nacht hinein. Seine Geduld und meine Diskretion dürften sich gelohnt haben; denn er verkaufte seinen ganzen Vorrat.

In Kairouan bekamen wir das erstmal das Nationalgericht, den arabischen «Couscous», bestehend aus Grieß, verschiedenen Gemüsen, Rind- und Lammfleisch. Dazu werden verschiedene Saucen serviert. An einer scharfen

Eingeborene in Médénine (Klischee: «Thurgauer Zeitung»)



E. Bef. 87

roten Sauce, ähnlich dem indischen oder chinesischen Sambal, verbrannten sich empfindliche Reiseteilnehmer den Mund und versuchten umsonst, mit Bier oder Mineralwasser den Brand zu löschen. Sie werden das nächstmal eine harmlose Omelette essen.

Wir hatten das Glück, verschiedene Moscheen betreten zu dürfen. Hoffentlich hat das Allah und seine Propheten nicht zu sehr erzürnt. Durch verschiedene Vorhöfe und Innenhöfe konnten wir in einer Moschee bis zum Grabe eines Heiligen, ins Innerste, vordringen. Auf diesem Wege nahm man uns vorsorglicherweise immer wieder die Teppiche vor unsern ungeweihten Füßen weg. Unabsichtlich berührte mein «unreiner» Fuß trotzdem die Ecke eines Teppichs, was mir einen scharfen Verweis eintrug.

Die reiche, für unsern Begriff überladene Ornamentik des maurischen Stils berührte uns eigenartig. Die bunten, mit kleinen Mustern überfüllten Keramikkacheln der Wände, die reichen Ornamente der Bodenteppiche, die vielen filigranartig durchbrochenen Fenster und Zwischenwände (die letzteren erinnerten mich an «Laubsägelarbeiten») ließen in mir keine «Kirchenstimmung» aufkommen, ein Beweis, daß uns die Religion und die Lebensauffassung des Islams fremd sind.

Kairouan-Teppiche sind ein Begriff. Man staunt, daß diese farbigen Kostbarkeiten immer noch am altertümlichen Webstuhl in emsiger Kleinarbeit entstehen. Wie die vor dem Webstuhl kauernden Frauen, das Auge aufs Detail gerichtet, den Überblick über die Gesamtkonzeption, das Zusammenspiel der Farben und Formen der großen Teppiche bewahren, ist mir ein Rätsel. Die Teppichhändler waren freundlich und sehr geschäftstüchtig, man wurde immer wieder «spontan» zu Kaffee oder Tee eingeladen – merkte die Absicht und ward verstimmt.

Die über 80 Moscheen von Kairouan dürfen an gewissen Tagen auch von den Frauen besucht werden, eine großmütige Geste, wenn man bedenkt, daß der Mohomedaner der Frau und dem Tier keine unsterbliche Seele zugestehst. Die untergeordnete Rolle der Frau wird einem auf der Straße offenbar. Sie trägt die schwere Last, während der Herr Gemahl stolz ein paar Schritte voraus schreitet. Da kamen wir Schweizer uns wieder sehr fortschrittlich und großmütig vor, auch ohne Frauenstimmrecht.

\*

Auf dem Weg nach dem Süden machten wir Halt in Sbeitla. Der von weitem sichtbare, große, guterhaltene Triumphbogen und die ausgedehnten Ruinen künden auch dort von einer versunkenen, hohen römischen Kultur. Kaum ein paar hundert Meter davon entfernt wird mit den modernsten Maschinen nach Wasser gegraben. Welche Gegensätze!

Im Ort selber war Wochenmarkt. Hunderte von Kamelen, Maultieren und Eseln bringen von weit her die schweren Getreidesäcke auf den bunten Markt. Diese Säcke zeigen mit ihren schönen Streifenornamenten in Naturfarben vom hellen Beige über alle Stufen von Braun bis zum Schwarz die Freude der einfachen Bauern am Ausschmücken der täglichen Gebrauchsgegenstände. Männer in halblangen weiten «Pluderhosen» in allen erdenklichen Farben, mit Turban oder Fez auf dem Kopf, im weiten Burnus aus Wolle oder Kamelhaar versetzten das Malerauge immer aufs neue in Entzücken. Da spielte ein verwaschenes Blau der Hose mit dem eigenartigen Braunoliv eines um die Schultern geschlungenen Tuches, dort setzte der frische rote Punkt eines Fez zum weiten, wallenden Gewand in schwarz-weißen Streifen einen mehr graphischen Akzent. Auf Schritt und Tritt neue



Verschleierte Araberin in Tunis (Klischee: «Thurgauer Zeitung»)

Überraschungen und malerische Herrlichkeiten! Und all die interessanten Charakterköpfe! Die Jungen mit den schönen, mandelförmig geschnittenen Augen im braunsamtenen Gesicht, die Schädel der Alten, wie mit durchfurchtem Leder überzogen, mißtrauisch den Fremden beobachtend. Wie die langen dunklen Hände sprechen beim Handeln und Feilschen! Das muß man gesehen haben, um zu erkennen, wie verkrampt und arm unsere Ausdrucksweise dagegen geworden ist. Lange sollte man verweilen können zum Beobachten, zum Zeichnen und Malen, doch die Zeiteinteilung erlaubte es nicht. Wir fuhren weiter, der Abschied war nirgends so schmerzlich für mich wie dort.

Ich fragte einen jungen Araber, der mir in seiner halblangen blauen Hose, seinem zinnoberroten Wams und dem bunt gestreiften Turban ganz besonders gut gefiel, ob er mir für kurze Zeit Modell stehe und bot ihm hundert tunesische Franken. Er wollte 300. Also einigten wir uns, wie üblich in solchen Fällen, auf 200. Er blieb während der ganzen Sitzung unbeweglich, zuckte mit keiner Wimper, obschon die vielen Schaulustigen, die sich um uns angesammelt hatten, ihn ständig foppten und zum Lachen reizten. Als ich ihm am Schluß die 200 Franken geben wollte, refüsierte er das Geld und sagte, er wolle das Bild und gebe mir dafür 500 tunesische Franken (5 Schweizer Franken). Ein Zuschauer hinter meinem Rücken überbot ihn mit 700 Franken. Die beiden gerieten sich unter reger Anteilnahme der vielen Zuschauer in die Haare. Ich benützte die Gelegenheit, um mich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen.

Wir begegneten jetzt öfters tunesischen Polizei- und Militärpatrouillen mit Stahlhelm und Maschinenpistole, und über uns donnerten die in der Steppe stationierten Militärflugzeuge. Das erinnerte uns daran, daß wir uns in der Gegend von Feriana bis auf 20 Kilometer der algerischen Grenze genähert hatten. Verschiedene Grenzübergriffe der Franzosen haben die Tunesier zu vermehrter Wachsamkeit gezwungen. Ab und zu wurden wir von einer bewaffneten Patrouille angehalten, von unserem einheimischen Reiseführer als Schweizer Touristen vorgestellt und sofort wieder sehr höflich verabschiedet.

Nach langer Carfahrt durch die steinige, öde Steppe erlebten wir in Gafsa das erstmal das Wunder einer großen Oase. Erst noch tote, ausgebrannte Erde und dann plötzlich, ohne Übergang, verschwenderisch wucherndes Wachstum. Hohe schlanken Dattelpalmen mit einem mächtigen Kranz grüner Früchte unter der Blätterkrone wechselten ab mit niedrigen Orangen- und Zitronenbäumen. Zitronen können das ganze Jahr geerntet werden, die Natur ist freigebig. Oliven, Mandarinen, Bananen, alles gedeiht dank dem lebenspendenden Wasser. Nach dem monotonen Beigegrau der Steppe, wo die Erde, die Steine und das Steppengras im gleichen Grau in der heißen Sonne flimmerten, freute sich das Auge an dem saftigen Grün der Bäume mit dem dunkelvioletten Schatten in der Oase. Das Bachbett war nicht mehr ausgetrocknet, Fische und Schildkröten tummelten sich, und im Geäst der Bäume entdeckten wir seltsam bunte Vögel.

Eingeborene kamen scheu aus ihren primitiven, niederen Hütten im Gebüsch. Mißtrauisch bestaunten wir uns gegenseitig. Ein vorbeirasender Militärjeep mit hoher Antenne störte das schöne Idyll. Ein junger, mißtrauisch blickender Mischling erklärte sich nach einigem Zögern bereit, mir Modell zu sitzen. Mein sonderbares Gehaben am Rande der Straße lockte schnell ein buntes Gemisch von Leuten an. Lachen und Kommentare, in für mich unbekannter Sprache, verriet mir die nur zu rege Anteilnahme bei dieser Sitzung.

\*

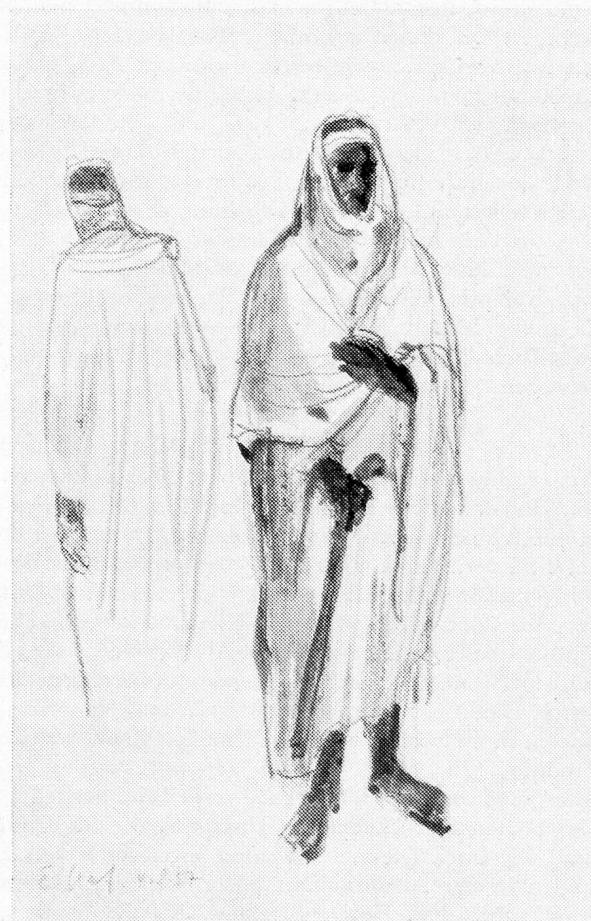
In Gabes, rund 400 Kilometer südlich von Tunis, waren an einem frühen Morgen die Fischer mit dem Einholen des Netzes beschäftigt. Zwei Gruppen von etwa zehn Mann zogen – etwa 300 Meter voneinander entfernt – an einem dicken, langen Tau das schwere Netz ans Land. Nach rückwärts gelehnt zogen die Fischer mit ihrem Körpergewicht am Tau, welches mit dem Netz zusammen rund 1000 Meter maß. Der letzte Mann ging immer wieder ans Wasser und stellte sich vor den ersten, schlang mit einer eleganten Armbewegung das geknotete Ende eines langen Strickes, welchen er um die Hüften gebunden trug, um das lange Netztau und ließ sich damit wieder rückwärts gleiten. Am Ufer häuften sich die beiden Tauenden mächtig an, und die beiden Gruppen kamen sich immer näher. Viele Neugierige umstanden sie. Schwarz und weiß, jung und alt wollten den großen Fang sehen. Unter lautem Rufen und Geschrei wurde endlich das große Netz aufs Trockene gezerrt. Zwei bis drei handgroße Seezungen, ein paar kaum 20 Zentimeter lange Schwertfische, das war die Beute. Hunderte von kaum fingergrößen Schwänzchen wurden den Kindern überlassen, die kreischend und sich balgend darüber herfielen. Schwer enttäuscht zog ich mit meiner Kamera weiter. Ein paar große Haifische hatte ich, gemessen am Kraftaufwand und am Lärm, mindestens erwartet.

Ein paar kleine Buben – ihre wirkliche Hautfarbe war vor lauter Schmutz nicht festzustellen – wollten mir unbedingt ein lebendes Chamäleon für 300 tunesische Franken verkaufen. Mit einer so schweren dicken Schnur hatten sie das kleine Tierlein um den Hinterleib angebunden, daß es für einen Ochsen gereicht hätte. Die Buben führten mir vor, wie es sich je nach seiner Umgebung verfärbte, wie es seine lange Zunge blitzschnell nach Insekten vorschlennen ließ und mit seinen fünfzehigen Füßen, die ausschauten, als hätte es an jedem Bein zwei Händchen, klettern konnte. Da ich nicht nach Nordafrika gekommen war, um für ein gefangenes Chamäleon Fliegen zu fangen, kam der Handel nicht zu stande.

\*

In Gabes kamen wir schnell in Kontakt mit der liebenswürdigen Bevölkerung. Schulbuben, die das Schweizer Fähnchen am Autocar erkannten, fragten nach Pro Juventute-Marken. Am Abend machten wir Bekanntschaft mit einem Negerboxer und seinen arabischen Freunden. Sie interessierten sich sehr für unsere sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse und wir für die innenpolitische Situation in Tunesien. Die Franzosen kamen dabei schlecht weg: «Wir sind ein freier Staat, wir haben eigenes Militär und eine eigene Polizei. Die französischen Truppen in unserem Land sind eine Beleidigung für uns», erklärten die Einheimischen. «Warum sollen wir weiter unter französischer Kontrolle viel zu teuer importieren, nur weil die Franzosen selber nicht arbeiten wollen?»

Beduine auf der Insel Djerba (Klischee: «Thurgauer Zeitung»)



Die Diskussion dauerte bis spät in die Nacht. Für uns war es nicht leicht, ein stichhaltiges Gegenargument ins Feld zu führen. Zudem sind wir ja zur Neutralität erzogene Schweizer, was in gewissen Fällen ein bequemer Standpunkt ist. Ich freute mich über jede persönliche Bekanntschaft mit den Einheimischen; denn das Leben spiegelt sich nicht in den alten und neuen Sehenswürdigkeiten, sondern im lebendigen Kontakt mit den Menschen, mit ihren Sorgen und Nöten.

In der Nähe des kleinen Dorfes Oudref wollte ich am Rande der Wüste malen. Französische Soldaten in Gabes rieten mir dringend ab von diesem Vorhaben; denn es sei lebensgefährlich. Ein anderer freilich meinte, wenn ich Schweizer sei, könne mir nichts passieren. In liebenswürdiger Art erklärte sich ein Geschäftsmann, der seine Decken aus den Webereien von Oudref bezieht, bereit, meinen Freund und mich zu begleiten. Der Geschäftsmann und der Taxichauffeur wichen trotz der Nachmittagshitze nicht von uns, bis wir mit unseren Bildern fertig waren – ein schönes Zeichen der Hilfsbereitschaft.

Der schöne Rhythmus der sich überschneidenden, langgezogenen Sanddünen hatte es mir angetan. Die feinen Grautöne des Wüstensandes zum eigenartigen Blau des Himmels, sich nach dem Horizont hin ins Blaßorange verfärbend, verschmolzen zu einem Bild voll malerischer Delikatesse.

Von Gabes aus machten wir im Gebirge den Höhlenbewohnern von Matmata einen Besuch. Ein im Felsen kreisrund ausgehauener Hof, nach oben offen, mit einem ganz schmalen, seitlichen Zugang, empfing uns. An diesem Hofe sind die «Zimmer» sternförmig gruppiert, zum Teil sogar zweistöckig. Das Licht dringt nur vom Hofe aus durch den Eingang in die Wohnräume, die sauber weiß getüncht sind. Im Kinderzimmer hingen wie bei uns farbige Zeichnungen der Kleinen mit entzückenden Motiven aus ihrem Leben. Das unbekümmert Schöpferrische ist bei diesen primitiv aufwachsenden Kindern genau so vorhanden wie bei den unsrigen, ja eher noch ursprünglicher – ein schönes, ganz unerwartetes Erlebnis für mich.

Auf dem Weg von Matmata zu den Röhrenhäusern in Médénine trabte ein stolzer Polizist auf seinem schönen Berberhengst auf mich zu. Die bunt gewobene Satteldecke und das reich ziselierte Gewehr, welches rückwärts am Sattel hing, verrieten Wohlstand. Welch ein Gegensatz zu den im Jeep vorbeirasenden, uniformierten Polizisten der letzten Tage! Wie arm sind wir geworden, trotz Technik und «Fortschritt»! – oder vielleicht gerade deswegen?

\*

Weiter ging die Reise nach der Insel Djerba, die schon von Homer besungen wurde. Dieses Paradies Tunisiens ist durch einen sieben Kilometer langen Damm mit dem Festland verbunden. Djerba ist eine große Oase, deren goldgelber Sandstrand ringsum von den tiefblauen Fluten des Mittelmeeres umspült wird. Niemand kann sich dem Zauber dieser Insel entziehen. Abgeschieden von der Außenwelt macht alles noch einen unberührten Eindruck. Die Fischer, die Weber, Töpfer und Händler verrichten ihre Arbeit immer noch nach jahrtausender Tradition.

Am Abend vor Sonnenuntergang verließ eine große Flotte von Booten den Hafen von Houmt-Souk, der Hauptstadt der Insel. Die vielen weißen Segel verfärbten sich golden in der Abendsonne, welche wie eine glühende Kugel über dem Horizonte stand. Als die Sonne das

Wasser berührte, wurde sie zu einer mächtigen, purpurnen Ellipse und versank in kürzester Zeit im Meer. Die kleinen Segelboote der Schwammfischer bildeten eine lange Kette, die bald am rasch dunkelnden Horizont verschwand. Auf den Booten wurde Feuer gemacht, gekocht und zu Abend gegessen. Am anderen Tag, bei ihrer Rückkehr, breiteten die Fischer ihren Fang auf einem großen Platze bei der spanischen Festung aus. Schwämme verschiedenster Größe, noch ungereinigt, mit einer braunschwarzen, gelatineartigen Masse überzogen, wurden in Reihe und Glied auf dem Boden sortiert und den Händlern zum Kaufe angeboten. Laut und temperamentvoll wickelte sich das Geschäft zwischen Arabern, Berbern und Juden ab. Für unsere Nasen war der penetrante Geruch der Schwämme fast unerträglich.

Am Abend fand auf der Insel zu Ehren von Präsident Bourgiba ein Volksfest statt. Rote Fahnen mit Halbmond und Stern schmückten alle Straßen und Plätze. Als eingeladenen Gästen stellte man jedem von uns ein Kamel mit Führer zur Verfügung. Als wir oben saßen, drückte man uns noch eine brennende Fackel in die Hand. Die lange Karawane setzte sich in Bewegung. Unter dem Lärm einer Tam-Tam-Negermusik ging es durch dunkle Gassen und enge Tore. Wohl dem Reiter, der noch rechtzeitig seine Beine hochziehen konnte. Ich als Berner wurde natürlich eingeklemmt. Die ohrenbetäubenden Rhythmen der Schwarzen, die dichtgedrängte bunte Menschenmenge im Scheine unserer Fackeln vom hohen Rücken des Tieres aus zu beobachten, war ein seltes Erlebnis für uns nüchterne Schweizer!

Während ich mich an meinem Wüstenschiff mit meiner freien Hand krampfhaft festklammerte, tanzte mein brauner Begleiter zur Rechten auf dem Rücken seines Tieres, wie wenn er festen Boden unter den Füßen gehabt hätte. Als ich tief in der Nacht im Zimmer des Grand-Hotel meine Petroleumlampe auslöschte, trommelten die Tam-Tam-Klänge des Festes noch lange in meinen Ohren weiter.

Am Strand von Houmt-Souk, in der Nähe der spanischen Festung, warf ein Negerjunge die Angel aus. Er tat dies mit einer Eleganz, mit einer natürlichen Grazie, die mich entzückte und mir zugleich auch zeigte, was für verkrampfte Wesen wir dagegen geworden sind. Sein schön modellierter, tiefschwarzer Kopf müßte einen Bildhauer ganz besonders ansprechen, aber auch für einen Maler war es ein reizvolles Motiv. Das Schwarz des Kopfes, der nackten Arme und Beine zum blendend weißen Gewand, daneben die vielen Grau-Braunstufen des Strandes und der Verlauf des Wassers vom Smaragdgrün bis ins tiefe Indigoblau ergaben ein delikates, nüancenreiches Bild.

\*

In einer anderen Nacht folgten wir mit Freuden der Einladung zu einer Beduinenhochzeit in der Nähe von Houmt-Souk. Vorstellen konnte ich mir zwar darunter nichts Bestimmtes. Ich dachte an eine mystisch beleuchtete Moschee und an geistliche Würdenträger, die in feierlichem Ritual die Trauung vornehmen würden.

Wir machten uns in klarer Mondnacht auf den Weg. Die letzten Häuser verschwanden im fahlen Mondlicht silbern glänzend hinter uns. Wir stolperten lange über freies Feld und sandige Pfade. Aus weiter Ferne hörten wir ganz schwach das bekannte Tam-Tam der Trommeln. Rufe, Gesang und der dumpfe Trommelklang wurden bald lauter, und im Scheine starker Lampen sahen wir von weitem große, weiße Gestalten sich im Rhythmus der Musik bewegen.

Auf dem «Festplatz» wurden wir vom Scheich des Beduinestammes mit kräftigem Händedruck und ein paar höflichen französischen Worten begrüßt. An die 400 Gäste waren hier versammelt, alle am Boden kauernd, das große beleuchtete Geviert einrahmend, im Rücken die dunkle, weite Landschaft.

Ein junger Mann in blendend weißer Kleidung machte ständig die Runde mit einem großen Tonkrug, aus welchem die Durstigen tranken. Meine Frage, ob dies der glückliche Bräutigam sei, wurde verneint. Der verbrachte die Hochzeitsnacht ganz allein weit im Felde draußen und mußte sich, wie es die Tradition gebietet, schämen. Daß ihm dabei nicht einmal die Braut Gesellschaft leisten durfte, fand ich nicht nett.

Abwechslungsweise sang oder tanzte eine Gruppe baumlangen Beduinen. In lange weiße Gewänder gehüllt, mit der einen Hand einen kurzen Stock haltend und mit der andern ein buntes Tuch schwingend, bewegten sie sich in grotesken Sprüngen zur Musik. Dann schritten die weißen Gestalten wieder das beleuchtete Feld ab, nach allen vier Himmelsrichtungen sich drehend, mit hoher Kopfstimme wilde, abgehackte Schreie ausstoßend. Unvermittelt setzte ein vollklingender, tiefer Gesang ein, der leidenschaftlich in die weite Nacht ausklang, allmählich übergehend in einen wehmütig monotonen Rhythmus, untermauert vom dumpfen Tam-Tam der Trommeln. Von Zeit zu Zeit applaudierten die Frauen mit hohem, grellem «Girigirigirigiri»-Geschrei. Es war ein unwirkliches, spukhaft anmutendes Bild.

Während der ganzen Nacht erhielt das Brautpaar kleinere und größere Geschenke. Jedes wurde laut angekündigt, verdankt und mit lautem, langanhaltendem «Girigirigiri» der Frauen applaudiert. In unserer Nähe brach plötzlich ein Streit aus. Wie Kampfhähne sprangen die Gegner mit lautem Geschrei aneinander hoch. Der Scheich griff ein, ein paar kurze energische Worte und die Ruhe war wieder hergestellt, ein Beweis der unbedingten Autorität des Scheichs.

Lange vor Ende des Festes, welches bis zum frühen Morgen dauerte, begaben wir uns auf den Heimweg. Es war empfindlich kühl geworden. Auf freiem Felde schließen Erwachsene und Kinder unter freiem Himmel. Die ganz mit Tüchern zudeckten Kinder waren vom Boden kaum zu unterscheiden.

\*

Über Gabes fuhren wir dann dem Meer entlang nach Sfax. Schon eine Stunde bevor wir die Stadt erreichten, kamen wir zu einer riesigen Olivenplantage. Beidseitig der Straße, so weit das Auge reichte, hoben sich die blaß-grünen Kronen der Olivenbäume von der rötlichbraunen Erde ab, alle in genau gleichen Abständen in Reih und Glied, ein Bild, wie bei den allgemeinen Übungen an einem eidgenössischen Turnfest. 75 Kilometer breit ist der Gürtel des Olivenwaldes um die Stadt.

Sfax, eine Stadt von 65 000 Einwohnern, sieht mit seinen Türmen und Toren und den mächtigen Stadtmauern wie eine gewaltige Festung aus. Es verdankt seine Bedeutung nicht nur den riesigen Olivenplantagen, sondern auch seinem Hafen und einer großen Industrie, welche Phosphate zu Kunstdünger und Futtermitteln verarbeitet. Schon von weitem fielen uns die giftig schwefelgelben künstlichen Berge am Rande des Meeres auf, ein surreales Bild, an den spanischen Maler Salvador Dali erinnernd. Die Stadt ist ähnlich geteilt wie Tunis: eine Altstadt mit dem Labyrinth der Souks und die neue Stadt mit den modernen vierstöckigen Geschäftshäusern und den großen Hotels und Wohnblöcken.

Wir frühstückten vor dem Hotel im Freien. Eine in Lumpen gehüllte Bettlerin mit einem erbarmungswürdigen Kinde im Arm flehte um ein Almosen. Nicht vergeblich – man kann doch nicht weiteressen, wenn andere mit hungrigem Blick danebenstehen! Daß sie aber nachher vor unseren Augen ein Taxi anhielt, einstieg und mit unserem Gelde davonfuhr, konnten wir schlecht verdauen.

\*

Am frühen Morgen ging die Reise weiter in nördlicher Richtung über El Djem mit dem großen römischen Amphitheater nach Sousse und Hammamet. Das ist ein kleines Städtchen am gleichnamigen Golf, umgeben von einem prächtigen Gürtel von Zitronen- und Orangenbäumen. Dort kamen wir nach bewegten Tagen etwas zur Ruhe. Wir schaukelten in den schäumenden Wogen des Meeres und genossen die Schönheit des Badestrandes. Unser Araberführer, der sich auf der Reise als lieber, hilfsbereiter Freund bewährt hatte, verhandelte auf meinen Wunsch mit einer Nomadenfamilie; denn ich hätte gerne eines der Mädchen im vollen Schmucke gemalt. Nach langen Erklärungen war der Vater endlich mit meinem Anliegen einverstanden. Das Mädchen machte sich im niedrigen Zelt zurecht und tauchte bald wieder auf, im bunten Gewand, reich mit Ringen und Spangen behangen. Scheu und widerstrebend folgte es der Zeichensprache meiner Hände. Ich war glücklich, endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, dieses Modell gefunden zu haben. Kaum hatte ich mit dem Aufskizzieren begonnen, ertönte lautes Geschrei. Ein paar halbwüchsige Nomaden, die eben in den Badehosen an Land gekommen waren, protestierten heftig gegen mein Tun. Trotz der Einwilligung des Vaters und dem Zuspruch unseres Araberfreundes mußte ich fluchtartig das Feld räumen.

Am Straßenrand in Hammamet war ein dicker Kerl, nur mit Hose und einer Art Gärtnerschurz bekleidet, den Strohhut tief ins Gesicht gedrückt, damit beschäftigt, mit einem langen Messer Haifische zu zerleinern. Sie schmecken, wenn sie jung sind, sehr delikat, ähnlich wie große Forellen oder Hechte. In brütender Sonne, auf einem blutigen Tisch, schnitt er den Fischen zuerst vorsichtig die Flossen weg. Schnell zückte ich meinen Apparat, um ihn zu knipsen. Sofort aber hob er den Prachtshai nochmals auf und zeigte ihn mir in seiner ganzen Größe. Als der «Dicksack» aber merkte, daß nicht nur der Fisch, sondern auch er selber als Photomodell dienen sollte, trat er verärgert zurück und war nicht mehr dazu zu bewegen, weiter zu metzgen. Unter dem schadenfrohen Gelächter der vielen einheimischen Zuschauer mußte ich unverrichteter Dinge weiterziehen. Diese Abfuhr ließ mir keine Ruhe. Der Metzger war aber auch zu originell gewesen. So begab ich mich am nächsten Tage wieder an den «Tatort» zurück. Diesmal war eine riesige Wasserschildkröte sein Opfer. Der blutige Panzer lag neben dem Tisch im Sande. Ich packte die Sache etwas diplomatischer an. Mich dumm stellend, fragte ich, ob man Schildkröten essen könne. Er stieg darauf ein und erklärte mir die feinen Qualitäten einer Schildkrötenuppe. Die Verbindung war hergestellt, ich fragte nun schüchtern, ob er erlauben würde, daß ich den am Boden liegenden Schildkrötenpanzer photographierte, was er großmütig bewilligte. Daß der gute Mann im günstigsten Moment dann auch geknipst wurde, bemerkte er glücklicherweise nicht.

\*

Über das originelle Töpferdorf Nabeul kehrten wir wieder nach Tunis zurück. Inzwischen hatte der Sirocco

eingesetzt, der heiße, trockene Wind aus dem Innern des Landes, welcher uns schwer zu schaffen machte. Vorbei waren die angenehmen kühlen Nächte. Und am Tage hörte bei rund 50 Grad im Schatten jede Gemütlichkeit auf. Wir dachten nur noch ans Trinken. So wurde uns der Abschied etwas leichter.

Bei der Porte de France in Tunis photographierte mein Freund am letzten Tage eine Gruppe verummumpter Frauen. Schon rannte ein junger Kerl auf ihn zu und gestikulierte heftig protestierend mit den Fäusten vor seinem Gesicht. Vergeblich versuchten wir ihm klar zu machen, daß das Bild nur ein harmloses Reise-Souvenir sei. Er verstand aber nicht französisch, und vielleicht machte ihn diese Sprache auch erst recht wütend. Sofort

entstand ein kleiner Volksauflauf. Ein Araber, der französisch sprach, übersetzte dem Wütenden unsere Argumente und Entschuldigungen, eine heftige Debatte entstand unter den Einheimischen, welche wir benutzten, um uns eilig aus dem Staube zu machen.

\*

Zu Hause war die Hitze schnell vergessen, wir wurden aber auch entsprechend abgekühlt. Der Temperaturunterschied, den wir in den wenigen Stunden des Rückfluges zu überstehen hatten, war zirka 30 Grad. Mit Wehmut und voll Dankbarkeit denke ich an all die malerischen Herrlichkeiten zurück und an die Gastfreundschaft, die uns Tunesien schenkte.

## PICASSOS GEBURTSHAUS IN MÁLAGA

Ein Malerbrief aus Spanien

Von Varlin

Der Mann, der sich mir in Málaga in einem Farbgeschäft vorstellte, nannte sich Don Juan Fernandez Recardo del Castillo. Als Beruf gab er an: *Pintor* und *Biógrafo* von Pablo Picasso zu sein. Gastfreudlich, wie die Spanier sind, nahm er mich sofort mit in die Wohnung. Vor seinem Hause spielte ein kleiner Junge, schön wie ein Knäblein von Murillo, Don Juans Söhnchen. Juan rief ihn herbei, hob ihn in die Höhe, küßte ihn, dann sagte er: «Gib dem Herrn die Hand.» Ich habe es immer begriffen, daß Kinder nicht gern ihre Händchen in fremde Pfoten legen, der Knabe suchte sich zu entwinden, aber Juan hielt ihn fest. Dann fragte er ganz unvermittelt:

«Was bist du für ein Landsmann?»

«Engländer», lispelte der Kleine.

«Wieso bist du Engländer?»

«Weil ich in London geboren wurde.»

Ich erfuhr ferner, daß Juan in Kuba und Argentinien gewesen war. Die sofortige Bekanntgabe seiner Auslandreisen schien dem Spanier sehr wichtig.

Wir stiegen dann vier Treppen hoch in die Wohnung. Im Wohnzimmer, unter künstlichen Blumen, die in kleinen, rosa Plastic-Cornetten in schnörkelhaften, schmiedeisenernen Gittern an der Wand hingen, vor einem in Silber gestanzen, auf einen Holzrahmen aufmontierten «Abendmahl» frei nach Leonardo da Vinci, sprach er sofort von seinen Beziehungen zu Pablo. Er nannte ihn nur Pablo. Er reichte mir ein Photoalbum: Erinnerung seiner Reise mit andern Malageser Malern zu Picasso nach Cannes. Immer wieder sah man Picasso photographiert, sich mit einzelnen Künstlern oder in Gruppen, anscheinend in bester Laune, unterhaltend. Auf einer Photo stand er gebückt vor der Rundtreppe, die zum Eingang der Villa führt, mit Bildern in der Hand, diese zu einer kleinen Kunstausstellung auf den Stufen der Treppe arrangierend, am Bildrand war Juan sichtbar, von hinten anspringend, dem Meister zu helfen. Es waren die Bilder, die die Künstler aus Málaga mitgenommen hatten; schon die Photo zeigte, daß diese Maler vom Genie nur die letzten drei Buchstaben hatten. Aber Juan meinte sehr selbstbewußt, daß die Photo die Feinheiten der Details auf seinem Bild, betitelt: *Discreción* oder *Verschwiegen-*

heit, nicht wiedergebe. Sein Bild stellte zwei sich eng umschlingende nackte Mädchen dar, die sich gegenseitig den Finger auf den Mund hielten.

Vor diesem piepsenden Kitsch wurde dann der große Bariton auf der Treppe geknipst. Im Album lag ein Säckchen, gefüllt mit Erde aus dem Garten Picassos, daneben eine Zigarette, die Picasso Don Juan angeboten, dieser aber wohlweislich nicht geraucht hatte. Die Nachwelt soll erfahren, daß er nur Gauloise blau geraucht hat. Ich fragte Don Juan, ob er mir das Geburtshaus Picassos zeigen könnte. Wir verabredeten uns für den nächsten Morgen.

In der folgenden Nacht ging ein sintflutartiger Regen über Málaga nieder, der Eingang zu meinem Hotel wurde überschwemmt, die Loge des Concierges sah wie das Häuschen für eine Bootsvermietung aus. Punkt 11 Uhr erschien Don Juan. Ein Hoteldiener mußte mich zu seinem großen Gaudi auf dem Rücken aus dem Hotel tragen. In strömendem Regen schleusten wir nun durch Málaga. Bald tropfte mir das Wasser sogar von der Brille. Ich wendete ein, daß ich wegen Picasso nicht



Picassos Geburtshaus (Klischee: NZZ)